

The background of the book cover is a stylized illustration. It features a bright blue sky with large, white, fluffy clouds. In the foreground, there is a body of water reflecting the sky and clouds. Several boats are docked at a pier on the right side of the water. On the far right, a tall, white church tower with a dark roof and a small window is visible. The overall style is modern and vibrant.

S E L B E

Dominika Meindl

S T A D T

Selbe Stadt, anderer Planet

A N D E R E R E R

Roman · Picus

P L A N E T

DOMINIKA MEINDL
SELBE STADT, ANDERER PLANET

mit Unterstützung von

Kultur



Linz
Kultur **L_nz**



Klimaneutral

Druckprodukt

ClimatePartner.com/17357-2311-1004



Copyright © 2024 Picus Verlag Ges.m.b.H., Wien

Alle Rechte vorbehalten

Grafische Gestaltung: Buntspecht, Wien

Umschlagabbildung: © Aleh Varanishcha/Adobe Stock

Druck und Verarbeitung:

Florjančič Tisk d.o.o., Maribor

ISBN 978-3-7117-2144-0

Informationen über das aktuelle Programm
des Picus Verlags und Veranstaltungen unter

www.picus.at

© 2024 Picus Verlag Ges.m.b.H., Wien

DOMINIKA MEINDL

**SELBE STADT,
ANDERER PLANET**

ROMAN

PICUS VERLAG WIEN

© 2024 Picus Verlag Ges.m.b.H., Wien

Für alle meine Schwestern

I.

FALLEN

Das ekelhafte Geräusch über Eis kratzender Stahlkanten verstummt mit einem Schlag, Johanna spürt jetzt nichts mehr außer ihrer Panik. Adrenalin glüht durch ihre Nervenbahnen, sie versucht zu verstehen, wie ihr geschieht, doch da ist nichts zu machen, alles um sie ist weiß, und sie hat keine Ahnung, wie ihr Körper gerade zur Welt steht. »Bis hierher ging es noch halbwegs gut«, denkt sie, aber es kommt jetzt kein Leben im Schnelldurchlauf, keine Biografie im Zeitraffer. Sie befindet sich im freien Fall mitten in Mitteleuropa, und das hier ist kein Film. Sollte Johanna jemals vergessen haben, dass ihr Geist und ihr Körper eine untrennbare Einheit sind, so weiß sie es nun in dieser letzten Sekunde.

Das Handy reißt Johanna aus der Katastrophe. Der Gesundheitsminister hat es sich nicht nehmen lassen, ihr persönlich das Doktorat abzusprechen, da sie damals vor sechzehn Jahren nur Hundertzwanzig-Schilling-Stempelmarken statt der erforderlichen hundertachtzig auf den Studienabschluss geklebt hatte, außerdem habe sie immer noch drei Bücher nicht in die Bibliothek zurückgebracht, »Histo, Patho und noch eins«, sagt der Minister und lässt sie stehen, in einer Ordination voll aufheulender Kranker. Unter deren Schimpf und in Schande wankt sie zur Tür hinaus. Erst da läutet der Wecker. Erschüttert fragt sich Johanna, wann sie denn überhaupt eingeschlafen sein kann, denn die anstehende Unternehmung hatte ihr jede

Ruhe geraubt. Der Hund hat nur darauf gewartet, seine in der Nacht unterbrochene Arbeit weiterführen zu können, er leckt ihr mit solcher Hingabe die Zehen, dass Johanna kurz nachdenkt, wann sie zuletzt geduscht hat (gestern). »Aus«, ächzt sie, Balu gehorcht brummend.

An die blickdichte Dunkelheit hier hat sie sich noch nicht wieder gewöhnt, immerhin weiß sie, wo in ihrem alten Kinderzimmer die Lichtschalter sind und wo sie am Vorabend das zusammengewürfelte Gewand für die Tour hingelegt hat. Es passt nicht gut, die Eltern waren wohl anders gebaut, aber eigenes hat sie nicht mehr.

Die alte Kaffeemaschine röchelt wie Darth Vader, der Filterkaffee ist bitter, sie hat schon wieder viel zu viel Pulver genommen, auch das muss Johanna wieder lernen. In der Sekunde, in der ihre Schwester auf die Türklingel drückt, bellt der Hund, als endete die Stromleitung direkt in seinem Halsband. Seine Krallen scheuern über den Holzboden, der Vater hat sie ihm wohl schon lange nicht mehr stutzen lassen. Schnell nimmt Johanna noch einen Schluck Kaffee, damit Doris ihre Fahne nicht riecht. Sie sieht ihren Kopf durch die Glasziegel neben der Tür, ihr eigener spiegelt sich darin, für eine Sekunde legen sich ihre Gesichter genau übereinander.

Da steht ihr Zwilling, schrecklich munter und schrecklich zweckmäßig in die aktuelle neonfarbene, atmungsaktive Skinfit-Kollektion gekleidet. »Haha, das alte Skizeug«, lacht Doris, wie gut die Jethose und das Mäser-Leiberl gehalten hätten, nur noch eine Saison, dann sei das schon wieder in Mode! Johanna schaut an sich herab, es gibt ihr einen Stich, als ihr klar wird, dass sie von Kopf bis Fuß in der Kleidung von Toten steckt. Wenigstens ist die Unterhose ihre eigene, wenn auch etwas ausgeleiert. So, wie die beiden dastehen, wirken sie wie eine Karikatur der vergleichenden Zwillingforschung, wie Land-

maus und Stadtmaus. Und es stimmt ja auch, Doris ist drahtiger, die Sonne hat ihr Falten in die Haut gebrannt, aber ganz vitale, das sind keine Panda-Augen wie ihre eigenen.

Johanna stellt Doris viel zu dick geschnittenes Bauernbrot auf den Tisch und fast noch nicht abgelaufene Butter. »Es gibt auch *vintage* Marmelade im Haus«, sagt sie, »aber ich mag nicht in den Keller, die Unordnung halte ich in der Früh noch nicht aus.« Doris bietet ihr halbherzig Hilfe beim Entrümpeln an, sie schüttelt den Kopf: Hund, Haus, Patientenkartei – alles ihres jetzt. Weil man auch bei der Trauerarbeit auf eine schöne Work-Life-Balance achten müsse, sagt Johanna, sei es jetzt Zeit, aufzubrechen, so lange seien die Tage ja noch nicht.

Immer noch liegt die Dunkelheit wie Tinte im Tal. Johanna nimmt Balu für die paar Meter über die Straße an die Leine, weil sie sich immer noch nicht darauf zu verlassen wagt, dass er nicht abhaut. Dabei stimmt das Gegenteil, er schaut sie enttäuscht an, als ihn die Schwestern in Doris' Hauseingang schieben. Johanna stellt es sich schön vor, mit einem Hund in die Berge zu gehen, aber nicht mit diesem. Er ist noch nicht einmal drei Jahre alt, aber wenn Balu läuft, schlackert sein Brustfleisch, die Hinterläufe eiern in den Hüftpfannen, als steckten zwei Affen in seinem Fell, die sich als Hund verkleidet haben. Nach zwei Kilometern ist er zu keinem Schritt mehr zu bewegen. Sie haben dem Vater oft und oft gesagt, er solle aufpassen, ein Hund müsse nicht viermal am Tag fressen, und ein Labrador kenne kein Sättigungsgefühl, der fresse wirklich, bis ihm die Magenwände reißen. Bei einem ihrer letzten Weihnachtsbesuche hatte sich Johanna sogar dazu hinreißen lassen, »Du fütterst ihn zu Tode!« zu sagen, woraufhin der Vater wortlos aufgestanden und mit Balu in den Wald gegangen war. Es war Johannas Idee gewesen, den Vater mit einem Welpen zu trösten, als er darüber zu klagen begann, dass ihm alleine das

Haus zu groß werde. Vernünftig wäre es gewesen, ihm dabei zu helfen, in eine Wohnung zu ziehen, am besten gleich neben dem Krankenhaus in Ischl, die haben sogar »Letzte Hilfe«-Kurse im Angebot. Aber sie war mit dem Gedanken nicht zurechtgekommen, kein Elternhaus mehr zu haben (jetzt hat sie es, aber wie?!). Auch Doris fand das Labrador-Projekt gut, das gehe sich gerade noch aus mit beider Lebenserwartung. Da der Vater die seine enttäuscht hat, übernahm Johanna neben Haus und Ordination auch noch den Hund, es war ja schon egal. Nachdem sie Balu zwei Wochen dabei zugesehen hatte, wie er den Vater auf den gemeinsamen Wegen suchte, brachte sie es dann selbst nicht mehr übers Herz, ihn auf Diät zu setzen.

Der alte Tischler ist schon munter, er klopft dem Hund mit seiner guten Hand auf die gepolsterte Flanke, mit der Grobheit alter Leute, die sich bei keiner Zartheit erwischen lassen können. Martin schläft noch, Doris sagt, er sei in der Nacht zu einem kleinen Unfall gerufen worden, nichts Wildes, nur ein Pendler, den es wegen Sekundenschlafs aus der Kurve getragen habe. Sie nickt ihrem Schwiegervater zu, sagt, sie seien am frühen Nachmittag wieder da.

Sie schnallen die Ski auf die Rucksäcke, müssen sie aber nicht lange tragen. Doris sagt, es sei selten geworden, dass auf dieser Seite, in dieser Höhe im März noch so viel Schnee liege. Die Lichter ihrer Stirnlampen tanzen auf spiegelndem Grund. Wenn sie die Köpfe heben, leuchtet die ausgetretene Spur wie ein Schienenstrang. Zwei Tage zuvor hat es auf den Schnee geregnet, danach haben die Temperaturen wieder angezogen. Der Hang neigt sich stärker und Johanna rutscht immer wieder zurück, Doris sieht aus dem Augenwinkel, dass sie sich viel zu weit über den Ski beugt. »Meine Felle sind hin!«, schimpft Johanna, Doris bleibt stehen und hilft ihr, die Harscheisen auszuklappen. Ob sie denn bei den Wienern alles verlernt habe?,

dann geht sie wieder los, deutlich langsamer. Schließlich findet Johanna ihren Rhythmus. Eine halbe Stunde hören sie nur ihren Atem und das gleichmäßige Knirschen der Aluminiumzacken. Doris würde das Geräusch hassen, wenn es nicht beim Tourengehen entstünde. Auch wenn Johanna genügend Luft hätte, würden sie nicht miteinander sprechen; ein altes Verbot der Eltern: »Am Berg wird nicht geschnattert. Wer quatscht, ist nicht da.«

Sie steigen eine steile Schneise hinauf, es kostet Johanna viel Kraft, den Löchern und den Wurzelstöcken auszuweichen, die der Sturm aus dem Boden gerissen hat. Wo die Holzwege enden, lösen Lärchen die dicht gesetzten Fichten ab, und als sich endlich auch der Lärchenwald lichtet, kommen sie besser voran. Hier muss die Schneefallgrenze verlaufen sein, die alte Spur verschwindet unter einer unberührten, gleißenden Decke. Die Wand zur Rechten erhebt sich vor ihnen wie eine Gewitterfront über dem heller werdenden Horizont. Johanna klappt die Eisen wieder hinauf. Doris spurt, aber es wird für Johanna im feuchten Schnee mühsamer, Schritt zu halten, sie atmet schwerer und in den Spitzkehren wird sie beim Umsetzen hektisch. Als auch noch der pappige Schnee auf den Fellen stollt, bleibt sie stehen und knurrt frustriert. Ohne etwas zu sagen, dreht sich Doris wendig zu ihr um und rutscht zurück. »Gib die Latten her«, sagt sie, Johanna öffnet die historische Bindung und reicht ihr die viel zu langen Dinger. Doris grinst, als sie deren Gewicht spürt, »tüchtig!«.

Mit gewachsenen Fellen bleibt zumindest kein Schnee mehr kleben, und irgendwann rücken die Felswände ganz nah an die beiden heran. Das Kar, das sie erreichen wollen, sieht von hier so schmal aus, als führte da kein Weg durch zum Plateau. Ein letztes Mal steilt der Hang auf, mit einem Mal bläst sie der Westwind mit der ganzen Kälte an, die er auf seinem Weg über

das Gebirge mitgenommen hat und mit der er einen dicken Harschdeckel geformt hat. Noch ein paar Dutzend Schritte, dann werden sie in der Sonne stehen, im Flachen. Gleich werden sie entscheiden, wie weit sie heute noch kommen wollen. Doris schafft sich mit sicheren Tritten Halt, immer noch ohne Harscheisen. Johanna möchte es ihr gleichtun, aber ängstlich tritt sie gegen das steile Eis, viel zu fest, die Bindung geht auf. Der linke Ski springt vom Schuh, schießt abwärts, und vor Schreck tut es ihm Johanna gleich nach. Ski und Frau schlittern über den Hang, an einer Kante heben sie ab. Doris schreit, Johanna fällt.

Dann ein Geräusch, ungefähr »Pluff«. Doris rutscht zu dem Punkt hinunter, an dem sie Johanna aus den Augen verloren hat. Sie malt sich den Anblick ihrer grotesk verdrehten Leiche aus, fragt sich, ob denn hier so ein hoher Abbruch sei, und unmittelbar bevor sie die Geländekante erreicht, fürchtet sie sich schon vor der Schmach, ihrer Gemeinde die Hausärztin umgebracht zu haben, auf die alle so lange gewartet hatten.

Sehr steil geht es nicht hinunter, es ist nur eine Welle, keine Kante. Zuerst sieht Doris bloß ein Loch in der Schneeverwehung, gar nicht so tief unten, dann hört sie das Zetern der Untoten, nie wieder gehe sie mit ihr bergsteigen, NIE WIEDER, erst wieder, wenn sich die Hölle mit Eis bedecke! »Scheiß dich nicht so an«, sagt Doris, da fliegt ein gut gezielter Schneeball an ihrem Ohr vorbei.

Die Ränder der Reisterrassen säumen die Hügel von Longji wie isometrische Linien. In diesem Moment liebe ich meinen Beruf. Mit Verspätung folge ich der Gruppe in das Bauernhaus. Die Mitarbeiter haben den Tisch schon mit dampfen-

den Schüsseln vollgestellt. Die zwei Österreicherinnen wirken ein wenig ratlos. »Ochsenfrosch ist eine große Spezialität hier, stärkt die Manneskraft, bitte probieren Sie!« Die Frauen sehen mich überrascht an, sie haben nicht damit gerechnet, dass ich Deutsch spreche. Ich stelle mich als »Herr Patrick« vor. Jetzt können sie nicht mehr anders, tapfer klemmen sie gehackten Lurch zwischen die Stäbchen und kosten davon. Sie wollen sich aus Höflichkeit offensichtlich nichts anmerken lassen, kauen aber sehr langsam, als schwölle das fremde Fleisch in ihren Mündern. Ich lächle sie an, sie versuchen, die Knochenstücke halbwegs elegant auszuspucken. Dann sieht die Blonde zu den chinesischen Ausflüglern hinüber, keiner von ihnen hat vom Frosch genommen, stattdessen haben sie die drei Schüsseln mit gebratenem Schweinebauch jetzt schon fast geleert. Sie stößt die Braunhaarige an, die immer noch kaut. Sie murmeln einander etwas zu, das ich nicht verstehe, sie müssen einen starken Dialekt sprechen, dann schauen sie mich mit gerunzelten Stirnen an. »Er schmeckt grässlich, nicht wahr?«, lache ich, und sie lächeln schief. Ich weiß, was Europäer erwarten. Wer zu Hause nicht davon berichten kann, dass er in China ein exotisches Tier essen musste, kann gleich daheimbleiben. Die beiden werden mir noch dankbar sein. Der Audi-Händler aus Chengdu rülpsst, die zwei Frauen werfen schiefe Blicke auf ihn. Die Blonde fragt mich, wieso ich keinen chinesischen Namen habe, wieso überhaupt die Chinesen sich Jackie oder Lucy nennen. Ich zögere ein wenig, aber beide sehen mich so hartnäckig an, dass ich ihnen verrate, wie unmöglich es Westlern sei, unsere Namen auch nur annähernd korrekt zu intonieren, und wie unmöglich sich das in unseren Ohren anhöre. Da lieber »Patrick« oder »Suzie«. Sie schauen betroffen, ich sage ihnen, das sei schon okay.

Nach dem Mittagessen werden die Gäste auf einen kleinen Spaziergang geführt. Wang Ji, mein Verbindungsmann in die-

ser Region, bleibt bei mir sitzen, bald kommt der Mann dazu, der gerade den Wirt gespielt hat, hauptsächlich aber mit der lokalen Implementierung dieses Reisdorf-Themenparks be-
traut ist. »Und«, sagt er, »was meint ihr?« Wang Ji lässt ihn ein wenig zappeln, bevor er die diesjährige Gewinnausschüttung anspricht: Das Longji Terrace Scenic Resort – und das weiß unser Mann hier natürlich – habe seine Leistung in diesem Jahr um dreizehn Prozent steigern können. Natürlich hätten andere, länger bestehende Touristenattraktionen bessere Ergebnisse erzielt, aber der Umbau der Terrassen und die Seilbahn würden sich bald amortisieren. Der Wirt schlägt erfreut in die Hände und ruft »Bring das gute Zeug!« in die Küche, bald kommt eine junge Frau mit Schnaps heraus. *Maotai*, ich pfeife anerkennend, na dann: Gan Bei! Wir stoßen an, leeren die Gläser mit einem Schluck und lassen uns nachschenken. Dann erkundige ich mich nach dem Freundschaftsladen am Busparkplatz, ob die Ausweitung des Sortiments um Tee den Umsatz gesteigert habe. Die beiden senken die Köpfe ein wenig, sie klagen über die zunehmende Anzahl der *Laowài*, die individuell reisen wollen, es sei schwer, die einzelnen Westler in den Laden zu locken, wenn nicht ein Reiseleiter dazu verpflichtet sei. »Das Zentralbüro wird demnächst dazu Stellung nehmen«, sage ich, es liege doch in unser aller Interesse, wenn Longji bald den AAAA-Status erlange.

Als ich an der Bergstation der Rutschbahn wieder zur Reisegruppe stoße, frage ich mich, ob die Ausländer diese Tour auch buchen würden, wenn sie wüssten, dass wir die vermeintlichen Reisbauern dafür bezahlen, als Staffage hier wohnen zu bleiben. Ich denke über ihre Sehnsucht nach unberührter Natur und Authentizität nach. Als hätte ihnen der Fortschritt nur Nachteile gebracht. Gegen jedes neue Bauprojekt wehren die Europäer sich wie Katzen gegen das Wasser. Als brächte es sie

wieder zurück zur Natur, wenn sie jeden Tag in ein Waldloch kacken. Uns gönnen sie nicht, dass wir auch Fleisch essen wollen und die Kinder nicht mehr fünf Kilometer zu Fuß in die Schule gehen lassen.

Eine Bäuerin in traditioneller Tracht wandert wie absichtslos an der Gruppe vorbei, leise ermahne ich sie, keine Nike-Socken zu tragen. Details sind wichtig. Die Landsleute haben sich zu den Schlitten vorgedrängt, in kurzen Abständen rollt einer nach dem anderen los und verschwindet im Nebel. Die Österreicherinnen freuen sich sichtlich, das kennen sie von zu Hause aus den Bergen, erzählt mir die Braunhaarige, und ich sage ihr nicht, dass ich das weiß. Sie warten eine Weile, bevor sie der Gruppe folgen. Ich setze mich in die letzte Rodel und warte, bis auch für mich die Bahn frei ist. Vor der dritten Kurve habe ich ordentlich Fahrt aufgenommen. Viel zu spät sehe ich, dass sich ein Stau gebildet hat, viel zu spät reiße ich den Bremshebel nach oben, viel zu schnell rase ich auf das Ende der Schlange zu. Ein ekelhaftes Quietschen von Metall auf Metall, ein Schlitten prallt gegen den anderen, mein Kopf gegen die Hüfte der Frau. Ein Knacken zwischen meinen Zähnen, Wärme und metallischer Geschmack. Ich will mich bei der Braunhaarigen entschuldigen, aber statt der Worte kommt Blut aus meinem Mund.

Eine schlimmere Nacht habe ich wohl noch nie erlebt. Meine Zunge lag wie eine fette, tote Muräne in ihrer Höhle, und die Panik, dass mir auch die Nasenlöcher zuschwellen, ließ mich keine Minute schlafen. Die Ärztin in der Notaufnahme hatte zwar versucht, mich während des Nähens zu beruhigen, es sei nicht ungewöhnlich, so stark zu bluten, man nähe das immer in Lokalanästhesie und die Wunde werde sehr bald verheilen. Aber die zwei Stunden, die ich in Todesangst auf der Rück-

bank lag, stecken mir noch in den Knochen. Das Vertrauen in meinen Körper ist dahin. Undenkbar, je wieder etwas essen zu können. Ich sollte im Bett liegen. Unter Schmerzen und mit flauem Magen folge ich meiner Gruppe durch den Nachtmarkt von Guilin, vorbei an Ständen mit gefälschten Ray-Bans, schwarz-roten Lackdosen und geschnittenem Obst. Ein Porträtmaler wirbt mit T-Shirts, auf die er die Gesichter Bushs, Hitlers und Merkels gezeichnet hat. Unsere Binnentouristen fragen nach dem Preis, die Europäerinnen machen Fotos. Sie drehen sich zu mir um, die Braunhaarige fragt mich, »Herr Ren, warum sprechen Sie so gut Deutsch?«, aber selbst wenn ich wollte, könnte ich ihnen nicht von den Jahren irgendwo in Österreich erzählen, in den plüschigen Chinarestaurants an den Ortsenden, in abgewohnten Häusern an den Ausfallstraßen. Wahrscheinlich würde ich sogar erraten, woher die beiden kommen, ich wüsste sogar irgendeine kleine, lokale Sehenswürdigkeit, und ich könnte mich über das lustig machen, was sich die Europäer als chinesische Spezialitäten aufschwätzen lassen. Doch ich kann nur dumpf murmeln. Ob ich zumindest noch mitkomme auf ein paar Bier, das brauchte ich ja nicht zu kauen. Ich müsse nämlich Wiedergutmachung leisten, sagt die Blonde und zieht das T-Shirt ihrer Freundin ein wenig hoch, um mir den gewaltigen blauen Fleck zu zeigen, den ich ihr in die rechte Hüfte geschlagen habe. Ich hätte ihr auch gern gesagt, dass ihr Hämatom genau die Form der Schweiz hat. Stattdessen deute ich nur auf meine geschwollene Zunge.

Am nächsten Morgen schmiegt sie sich wieder arglos an die Schneidezähne, als wäre sie nicht beinahe von ihnen durchtrennt worden. Beim Abschied von der Gruppe lispel ich ein wenig, was alle erheitert. Den letzten Tag meiner Dienstreise verbringe ich – endlich allein und den Großteil verschlafend – am Pool des Hotels. Guilin Waterfall, eröffnet im Frühjahr.

Vielleicht zu groß dimensioniert, vielleicht nicht, wenn das Paradise Li wirklich in Konkurs geht. Ich lasse mir Gin Tonic servieren, Eis und Wacholder werden meiner Zunge schon nicht schaden. Am Rand stehen zwei beliebte Amerikaner, die schweigend und überraschend anmutig Tai-Chi-Übungen ausführen. Ich steige ins Wasser, drehe mich auf den Rücken und lasse mich treiben. Das Becken ist nicht groß, das Wasser zu warm und zu stark chloriert, aber als Fledermäuse wie flinke Schatten über den schnell dunkler werdenden Himmel schießen, bemerke ich, dass ich an diesem Moment nichts zu verbessern wüsste.

Die Österreicherinnen wollten es sich heute in der Früh übrigens nicht nehmen lassen, mit dem Zug nach Xi'an weiterzureisen, obwohl es günstige Flüge gibt. Sie möchten eine authentische Erfahrung machen, sagten sie, und ich nickte anerkennend und verkniff mir den Hinweis, dass wir längst alle fliegen; die beiden waren schon etwas enttäuscht gewesen, kaum noch Radfahrer zu sehen. Im Bahnhof war es den beiden bald zu authentisch geworden, sie schafften es nicht, den richtigen Schalter geschweige denn einen Beamten zu finden, der Englisch sprach. Ich hatte ihnen meine Nummer gegeben, falls sie Hilfe brauchten, und so ließ ich mich mit dem Taxi schnell zum Bahnhof bringen, um den beiden Tickets zu kaufen, auf ihren Wunsch zweiter Klasse. Auch das ist sehr lehrreich für mich.

Die Zunge fühlt sich zwei Tage nach dem Unfall wieder so an, als wäre nie etwas vorgefallen. Dabei brauche ich sie jetzt eine Weile nicht, denn es gibt ohnehin nichts zu besprechen, der Transfer zum Flughafen und das Einchecken funktionieren ohne viele Worte. Während ich vor dem Gate auf das Boarding warte, klappe ich das Notebook auf und gehe meinen Bericht über die Dienstreise noch einmal durch. »Fünf Wege

des Wachstums und der Harmonisierung. Binnentourismus und Fremdenverkehr«, tippe ich schließlich als Überschrift.

Weil immer noch Zeit bleibt, gehe ich in das Internetcafé, um mir endlich einmal das deutschsprachige Nachrichtenportal anzusehen, das die Marketingleute des Außenministeriums vor ein paar Monaten eingerichtet haben. Im Hauptartikel geht es darum, dass das BIP Chinas nun auch das japanische übertreffe, Deutschland habe es ja im vergangenen Jahr auf Platz vier verwiesen. Ich weiß nicht, ob die Deutschen das lesen wollen, oder dass wir in den vergangenen zwei Jahren mehr Zement verbaut haben als die Vereinigten Staaten im gesamten 20. Jahrhundert. Was den Deutschen bestimmt gefällt, ist der Artikel über das Ende des Trends, sich chinesische Schriftzeichen tätowieren zu lassen, dass aber in China deutsche Schriftzüge gerade im Kommen seien. Am meisten amüsieren mich die Bilder vom »lustigen Sportfest« in Hengyang, unter denen geschrieben steht: »Dabei konkurrierten einige Frauen aus der Stadt, die sexy gekleidet waren, mit den lokalen Bäuerinnen. Alle Disziplinen richteten sich am alltäglichen Leben auf dem Land aus, wie zum Beispiel der Warentransport mit einem Schubkarren oder der Spaziergang mit Schweinen.«

Als ich vor dem Ministerium aus der Limousine steige, fällt mir nach den zwei Wochen im Süden der Hausbrandgeruch der Hauptstadt auf. Der Neubau gegenüber muss in diesem Monat um drei Stockwerke gewachsen sein. Ich nehme den Aufzug und sehe auf den Platz hinaus, mit jedem Meter verdichten sich die Individuen weiter zu einem beweglichen Schwarm, von ganz oben erinnert das Gewusel an einen Bienenentanz. Im Büro erwartet mich eine Überraschung – nicht nur mein Vorgesetzter, sondern auch vier Herren, zwei in taubengrau schimmernden, zwei in Slim-Fit-Anzügen und Seidenkrawatten. Chen Fāng stellt mir die einen als Beamte des

Stadtplanungsamts und die anderen als Vertreter des Konzerns Minmetals vor. Ich verstehe: Es geht um etwas Nationales, mit direkter Pekinger Führungsstruktur. Ich adjustiere meine Haltung. »Wir reden heute über Synergien, Herr Huáng Ren«, begrüßt mich Liu Zhū, der ältere Beamte, und nippt am Tee. »Wir bauen eine ganze Stadt, Herr Ren, in Guangdong«, sagt einer der Bergbau-Manager und hebt eine Hand, um Fragen zu stoppen (ich wollte gar keine stellen). »Wir brauchen Ihren Blick für die europäischen Details. Wir wollen, dass sie so aussieht:« Er klappt einen Bildband auf und schiebt ihn über den Tisch. Ich schaue hinunter auf eine Stadt, die so aussieht, als klammerte sie sich an einen Berg, um nicht in den See zu rutschen.

WINDBRUCH

Fünf Minuten, nachdem der Hund mit plötzlich einsetzender Unruhe nach draußen verlangt und sich noch einmal zu Johanna umgedreht hat, die aber im Türrahmen stehen geblieben ist und sich gewundert hat, vier Minuten, nachdem sich Balu zitternd mitten auf die Wiese gestellt hat, rast die Sturmspitze in die Baumkronen. Der Orkan biegt die knackenden Äste, er faucht ins Gebüsch, er wirbelt das vergessene Laub in die Höhe. In sein Tosen mischen sich bald die Sirenen. Vergeblich versucht Johanna, den verängstigten Hund zurück ins Haus zu locken, sie zieht an seinem Halsband, aber er legt sich auf die Pfoten und lässt sein Gewicht wirken. Der Sturm wedelt mit seinen Ohren, sie lacht nur kurz, denn gleich knickt er auch dem verwachsenen Kirschbaum den Hauptast ab. Dann kippt die erste Douglasie auf den Rasen. Johanna hat die Sturmwarnung zwar in den Spätnachrichten gesehen, sie ist danach auch noch in den Garten hinaus, aber da sowieso schon seit Jahren alles ungehindert vor sich hin wuchert, hat sie sich keinen Schaden vorstellen können, der sie stören würde, und sie hat nichts gesehen, worauf sie sich vorbereiten sollte, außer eine Woche ohnehin anstehender Rodungsarbeiten. Das Wort »Orkan« war ihr ein wenig pathetisch vorgekommen, außerdem hatte es heuer schon einen Sturm gegeben, reichte das nicht? Jetzt neigt sich auch die zweite Douglasie, auch sie ein ausgepflanzter Christbaum aus den Achtzigern, auch sie viel zu groß für den Garten. So löst sich wenigstens das Baumproblem, denkt Johanna und macht sich daran, den dramatisch aufaulenden Hund vom Boden zu heben und ins Haus zu schleppen.

Weil sie draußen erkannt hat, wie viel Raum der Wildwuchs schon im Garten gefordert hat, dass Mutters Wildrosen wie eine gutartige Geschwulst die Wege zugewuchert haben, der Efeu demnächst unter das Dach kriechen wird, wie alle Obstbäume verdorrt oder so hoch gewachsen sind, dass man nichts mehr ernten kann, richtet sie denselben Blick nun auf das Innere des Hauses. In dem man auf allen Wegen einer Bauerntruhe ausweichen muss, einer raumfüllenden Sitzgruppe, dem Bügelbrett, einem aus den Fugen geratenen Biedermeierkasten, den der gutmütige Vater irgendeinem geschäftstüchtigen Bekannten abgekauft hat. Seit drei Wochen stößt sich Johanna dauernd an überdimensionierten, falsch eingerichteten Gegenständen. Sie fragt sich, ab wann man den Blick dafür verliert, dass etwas zu viel ist. Und dann weiß sie auch, warum der Vater so lange gewartet hat, seinem Gewichtsverlust, den Kopfschmerzen, der Kurzatmigkeit nachzugehen, obwohl er es doch hätte besser wissen müssen.

Vom Wohnzimmer aus beobachtet Johanna, wie der Orkan durch den Wald tobt und an den Bäumen reißt; sie biegen sich so synchron, dass der Sturm eine eigene körperliche Erscheinung bekommt, wie die Unsichtbaren in den Filmen, wenn sie sich ins Gras legen oder in einen Mantel schlüpfen. Johanna schaltet den Teletext ein. Der Orkan trägt einen modischen Mädchennamen. Seine Böen rupfen die ersten Ziegel vom Tischlerhaus und werfen sie auf den Steingarten des Nachbarn. Fast hätte Johanna es übersehen, so langsam neigt sich die große Esche aus dem Waldrand über die Straße, bis sie ihren Kippunkt erreicht und auf das Carport kracht, das der Steuerberater sich erst im Sommer von Doris für seinen Škoda-SUV hat bauen lassen, weil der nicht in die Garage gepasst hatte. Es ist Johanna peinlich, welche Schaulust ihr das Bersten der Balken und Autoscheiben bereitet. Der Hund winselt, und als sich Johanna zum Fernseher umdreht, sieht sie, dass der

Strom ausgefallen ist. Allmählich wird ihr das Naturereignis doch unheimlich.

Irgendwann in der Früh ist der Sturm fertig mit dem Landstrich und zieht weiter, um vielleicht in diesem Moment irgendwo im Osten seine Energie endlich loszuwerden – Johanna stellt sich eine abschließende große Windhose in der kasachischen Steppe vor –, im Morgengrauen tobt nur noch die Nachhut. Mit den ersten Böen haben die Sirenen der Feuerwehren rund um den See zu heulen begonnen, sie sind seither nicht mehr verstummt. Johanna hat wenig geschlafen, weil ihr die Lendenwirbelsäule wehtut, weil der Dachstuhl des Hauses ein ganz fremdes akustisches Eigenleben hat, weil sie auf das Splintern von Baumstämmen oder dumpfe Aufschläge gewartet hat und weil sie an die Einsatzkräfte gedacht hat, die sie hoffentlich nicht verarzten muss. Es hält sie nicht mehr im Bett, sie geht leicht gebückt zum Fenster, von hier aus schaut der Garten nur sehr zerzaust aus, zerstört scheint nichts. Sie geht unter Schmerzen in die Küche und schaut verdrossen auf das halbe Dutzend Christbäume, das sich auf den Rasen und den Parkplatz vor der Ordination gelegt hat. Die Wurzeln haben große Rasenscheiben aus dem Boden gerissenen. Am liebsten würde sie sich gleich wieder hinlegen. Balu sieht sie an, als empfinde er die ihm zustehenden Schuldgefühle, weil sie sich gestern an ihm überhoben hat. Dabei wird er einfach wieder nur Hunger haben oder das nicht zu stopfende Loch im Inneren fühlen, das ein Labrador eben für Hunger hält. Während der Kaffee durch den Filter tröpfelt, liest sie auf *orf.at*, dass oben auf dem Pionierkreuz zweihundertsechunddreißig Stundenkilometer gemessen worden sind. In der ganzen Gegend habe es Dächer ausgehoben, Leitungen gekappt und Straßen blockiert. Mit ihren entwurzelten Christbäumen braucht sie der Feuerwehr jetzt wohl noch lange nicht zu kommen.

Dabei hätte sie auch so Arbeit genug. In drei Tagen ist sie die neue niedergelassene Ärztin hier, so steht es heute offiziell im Lokalteil der Regionalausgabe der Bundesländerzeitung, samt Adresse und Telefonnummer, die Johanna noch dringend ändern muss. Die Telefonanlage und tausend andere Dinge, es gibt noch so viel zu erledigen, dass sie es gar nicht schaffen kann und alles eigentlich gleich sein lassen könnte, dann sieht die Ordination eben aus wie das Krankenzimmer eines ukrainischen Kombinats, vielleicht kommt das ja wieder in Mode, wie ihr Skigewand. Unter Schmerzen steht sie auf. Den Rest des Tages verbringt sie damit, ächzend Folien auf Möbel und Böden zu legen, sie klebt einen halben Kilometer Malerkrepp über Fußleisten, Türrahmen und Lichtschalter. Vom Scheitel bis zur Sohle mit Dispersionsfarbe besprenkelt, staubig und verschwitzt wischt sie bis tief in die Nacht über alte Ledermöbel und Laminatböden. Dabei denkt sie über Entropie nach und dass jeder Versuch, eine Ordnung herzustellen und zu halten, ein Widerstand gegen die Naturgewalt ist. Ans Universum verlorene Liebesmüh.

Johanna ist beim Streichen eines Brotes abgeglitten und hat sich mit dem Buttermesser das Handgelenk entzweigeschnitten. Hand und Brot fallen zu Boden, was ist das nur für ein Messer?, die Hand unter den Tisch, das Brot auf die Butterseite. Blut fließt kaum, es ist, als wäre der Arm stattdessen mit Marmelade gefüllt. Johanna bückt sich, tastet mit der lebenden nach der abgetrennten Hand. Erst die Berührung löst einen jähen Schrecken aus. Atemlos packt sie das leblose Ding. Sie drückt die Schnittflächen aufeinander, in der Hoffnung, dass die Blutgerinnung das Missgeschick ungeschehen mache, dann läuft sie auf die Straße hinaus. »Gibt es hier irgendwo eine Gefäßchirurgie?«, schreit sie, aber die Passanten glotzen sie nur

an wie verwundertes Weidevieh. Sie will die Rettung anrufen, kann das Handy aber nicht einhändig bedienen, und dann löst sich auch die abgetrennte Hand wieder vom Gelenk und fällt in den Straßendreck.

Als das unnachgiebige Brummen des Telefons sie aus dem Traum zerrt, rast ihr Herz. Da hängt tatsächlich ein Fremdkörper in ihr Gesicht!, sie greift danach, es ist die eigene Linke, die wie tot vom Handgelenk baumelt und nun mit stechenden Schmerzen erwacht. Das Handy vibriert unbeirrt weiter.

Mit enervierend kribbelnden Fingern versucht Johanna, die richtige Taste zu drücken. Die Festnetznummer kennt sie nicht, es muss jemand aus dem Ort sein. Endlich gelingt es ihr, abzuheben, der Anrufer schimpft nach ihrem »Ja?« gleich los, ohne seinen Namen zu nennen, fünf Minuten habe er anläuten lassen, was sie denn für ein Arzt sei, gar nicht für die Leute da! Johanna ächzt und sieht auf die Uhr am Handy, es ist halb fünf. Der Anrufer spricht in einem fort, die Doktorin müsse sofort kommen, es sei nun um die Mutter geschehen, der nächste Schlaganfall, ganz bestimmt werde sie die Nacht nicht überstehen, gleich müsse sie herfahren. Johanna verzichtet darauf, den Mann darauf hinzuweisen, dass sie erst übermorgen für ihn zuständig sein wird und im Grunde noch gar keine Hausbesuche machen könne. Sie räuspert sich und fragt nach der Adresse. Der Anrufer zögert, bevor er ihr den Weg beschreibt, er hat wohl erwartet, dass sie das schon draufhat.

Ohne Licht zu machen, schleicht sie vom Schlafzimmer in den kalten Gang und schiebt den dienstbar sich an ihre Seite schmiegenden Hund beiseite, der schwarz und enttäuscht wieder in der Dunkelheit verschwindet. Im Bad bückt sie sich nach Bluse und Hose, aus denen sie sich erst vor ein paar Stunden geschüttelt hat. Die Knie knacken bei jedem Schritt die Stiege hinunter, wann hat *das* denn angefangen?, fragt sie sich

beim Schnüren der Schuhe. Immerhin springt der alte Volvo klaglos an.

Der Güterweg mündet direkt in den Hof. An den Rändern der Landschaft schimmert das erste Licht. Johanna erschrickt, als der Bauer, der im Dunkeln vor dem Haus gewartet haben muss, von außen ihre Wagentür aufreißt; er schaut kurz irritiert, da wird auch Johanna bewusst, dass sie in der fleckigen Arbeitskleidung keinen professionellen Eindruck macht. Wie ein aufgeschreckter Vogelschwarm fliegen Worte aus dem Mund des Mannes, er redet auf sie ein, bis sie vor dem Zimmer seiner Mutter stehen, neben der Frau des Bauern. Das Paar schweigt nun wie in vorausseilender Pietät. Im Raum schwere Luft, warum lüften die Leute nie, nie, nie? Lesen sie keine Arztromane? Johanna setzt sich seufzend neben das Bett der Alten. Die sieht ihr mit Augen entgegen, die nur groß wirken, weil der Körper rundherum geschrumpft ist. Der Sohn beugt sich über Johannas Schulter, flüstert ihr ins Ohr, seine Mutter habe, er holt Luft, eine transitorische ischämische Attacke gehabt, wahrscheinlich sogar mehrere, er habe das »im Google« diagnostiziert, weil Schwindel, Sprachstörungen, Schluckbeschwerden. »Und, keine Sehstörungen?« Nein, sagt der Mann, dem ihr kleiner Spott unbemerkt bleibt, aber die Mutter habe vor einer Stunde klagend nach ihm gerufen und ihn mit seinem Vater verwechselt, der sei aber schon seit einundzwanzig Jahren tot.

Johanna schickt den Bauern hinaus, nachzusehen, welche Medikamente seine Mutter zuletzt genommen hat. Sie beugt sich hinunter, um der Alten den Puls zu fühlen. Als ihr Ohr nahe an ihrem Mund ist, haucht diese: »Frau Doktor, lass mich gehen«. Da steht der Sohn schon wieder in der Tür, die Hände voller Tablettenschachteln. Hinter ihm seine Frau, mit einer Flasche Speckbirne, als wollte er sie zu einer günstigen

Diagnose einladen. »Ihre Mutter trinkt zu wenig«, sagt sie. Sie habe aber nie Durst, klagt die Schwiegertochter, was soll man machen? Johanna kostet den Most, ohne an die Uhrzeit zu denken, schält den dünnen Unterschenkel der Altbäuerin aus der Decke und beginnt, die Bandagen abzuwickeln. Die Haut darunter ist durchsichtig wie eine Folie, oberhalb des Sprunggelenks zeigt sich eine handtellergroße offene Stelle. Obwohl die Alte Schmerzen haben muss, atmet sie nur ein wenig schwerer, als Johanna die Gaze vorsichtig abhebt. Dann schaut sie der Patientin ins Gesicht. Bald wirst du sterben, aber nicht heute, denkt Johanna. Sie schlägt die Hände ineinander. »Kein Schlaganfall, kein Krankenhaus!«, sagt sie, reinigt die Wunde, legt einen neuen Verband an und verabschiedet sich. Im Rückspiegel sieht sie den enttäuschten Sohn und seine Frau vor der Haustür stehen. Und sie sieht, dass ihr Haar noch voller Dispersionsfarbe ist.

Wolken dämpfen das Morgenlicht, über dem See steht der Winternebel. Im Wald ist es noch finster, als schluckte eine eigene Baumgravitation das Licht. Johanna nimmt die Kurven sportlich und ist bald im Tal. Auf der Bundesstraße bilden die Scheinwerfer entlang der nordwärts führenden Fahrspur eine leuchtende Doppelkette. Während sie auf eine Lücke im Berufsverkehr wartet, lässt sie das Seitenfenster hinunter und hält den Kopf in den eisigen Morgen hinaus. Vor Müdigkeit zittern ihr die Lider, am liebsten würde sie den Motor abstellen und gleich hier einschlafen. Stattdessen steigt sie aufs Gas, der Volvo beschleunigt behäbig. Sie schafft es gerade noch auf die gegenüberliegende Fahrbahn, der von ihr geschnittene Wagen hupt und blinkt. Nun ist sie wieder wach.

Johanna öffnet die Tür und ruft nach dem Hund. Er kann sich minutenlang nicht zwischen Wiedersehensfreude und Harndrang entscheiden, bis er doch beginnt, noch ganz wun-

derlich, zwischen den Bäumen herumzutrabten. Sie nimmt sich vor, ihm die Portionen zu halbieren. Er mag das Trockenfutter eigentlich nicht, schlingt es trotzdem so hinunter, dass er es einmal in den Napf erbrochen und gleich wieder gegessen hat. »Du untreuer Sauhund, vor Kummer müsstest du eigentlich verhungern!«, ruft sie. Der Hund hält inne, als hätte er sie während des Pinkelns vergessen, und läuft mit frischer Freude zu ihr zurück. Obwohl sie meint, auf der Stelle und im Stehen einschlafen zu können, hilft sie ihm in den Kofferraum und fährt los. Die Wege, die vom Haus wegführen, sind ihr schon langweilig, und an einem Morgen lange vor Saisonbeginn werden ihr nicht viele andere Spaziergänger begegnen. Sie parkt an einer Stelle, die »Zwang« heißt. In die Hölle geht es zuerst bergauf, denkt sie und wundert sich zum ersten Mal seit ihrer Kindheit über den Namen. Der Schnee muss im vergangenen Monat dreihundert Meter in die Höhe gewandert sein. Sie steigt ihm auf dem aperen Steig nach. Bis auf das Hecheln des Hundes ist es ganz still, der Waldboden schluckt das Geräusch ihrer Schritte. Johanna fragt sich, ob Menschen, die im Alltag gern genagelte Schuhe oder hohe Absätze tragen, beim Wandern ein Gefühl der Selbstverlorenheit überfällt, wenn sie nicht bei jedem Schritt daran erinnert werden, dass sie selbst es sind, die da einherschreiten. Zwischen den Fichten ist das Brombeergestrüpp zu dornigen Wolken hinaufgewuchert und hat die jungen Bäume erstickt. Eine Schneise öffnet den Blick zum gegenüberliegenden Seeufer. Die Kabel der Materialseilbahn glänzen im Gegenlicht wie Spinnweben. Johanna setzt sich auf einen Baumstumpf, der Hund legt sich auf ihre Füße. Sie schaut hinunter auf die Stadt, die so aussieht, als klammerte sie sich an den Berg, um nicht in den See zu rutschen.